

Ersteht täglich
nachmittags 4 Uhr mit
Ausnahme der Tage nach Sonn-
und Feiertagen.
Abonnementpreis
Monatlich 50 Pf., vierteljährlich 1.50 Mk.
Jahresabonnement bei freier Zustellung.
Durch die Post bezogen 1.65 Mk.
Postzeitungsliste 6255a, Nachtrag VII.

Volkssblatt

Insertionsgebühren
betragen für die 4 gefaltene
Zeilen oder deren Raum 15 Pf.;
für Verlags- und Berichterstattungs-
anzeigen 10 Pf.
Spätkosten für die 50. Nummer
müssen spätestens bis vormittags
10 Uhr in der Expedition aufge-
geben sein.

für Halle und den Saalkreis.
Organ zur Wahrung der Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Redaktion und Expedition: Geißeckstraße 24, 2. Hof II.
Telegraphisch-Adresse: Volkssblatt, Halle/Saale.

Nr. 12.

Halle a. S., Donnerstag den 15. Januar 1891.

2. Jahrg.

Wir ersuchen unsere Leser, nur bei den Geschäftslenten zu kaufen, welche unser Blatt unterstützen.

Nur Lage der ländlichen Arbeiter.

e. a. Der verflozene Reichskanzler erwähnte im Jahre 1878 bei Gelegenheit der Beratung des Sozialistengesetzes schmachvollen Angedenkens, daß einer seiner eigenen ländlichen Arbeiter die Vorliebe für die Reichshauptstadt und seine mehrmalige Ueberfiedlung dorthin mit der Bemerkung begründete, in Berlin lebe man besser und vergnügter als auf dem platten Lande. Der „Mann der Blut- und Eisenpolitik“ benutzte diesen einzelnen Fall zu einer geharnischten Philippika gegen die Sozialdemokratie. Uns will bedünken, er hätte klüger gethan, ganz zu schweigen, denn jeder Einsichtige konnte doch aus der Geschichte die Lehre ziehen, daß die Unzufriedenheit unter den ländlichen Arbeitern eben auch ohne die sozialistische Agitation vorhanden sei. Die Weltgeschichte hat inzwischen den großen Wächter der Unwissenheit mit seiner schmächtigsten und zugleich lächerlichsten Schöpfung, dem Sozialistengesetz, ad absurdum geführt, während die sozialdemokratische Partei zur Kennzeichnung der menschenwürdigen Lage der ländlichen werktätigen Bevölkerung durchaus keiner Schwarzmalerei bedarf, sie braucht nur die nackten Thatfachen für sich sprechen zu lassen.

Selbst in den besseren Distrikten im Westen unseres deutschen Vaterlandes, ja in der unmittelbaren Nähe der großen Industrie- und Handelszentren stellt sich der standard of life des ländlichen Arbeiters als der denkbar ungünstigste dar. In den meisten Fällen erreicht der Wochenlohn, inklusive Kost und Wohnung, kaum die Höhe von 11 bis 13 Mk. Dabei muß der Arbeiter in Schlafstellen die Nacht verbringen, welche eher Schlafstätte genannt zu werden verdienen. Die Reinlichkeit sucht man in der Regel an solchen Orten vergebens, und die Leute fügen sich gewöhnlich ruhig in einen derartigen Zustand des Verkommens, weil sie wissen, daß ihnen eine Verringerung beim besten Willen unmöglich ist. Die Arbeitszeit beträgt im Sommer 13 bis 16 Stunden, im Winter mindestens 10 bis 12 Stunden täglich, und in der rauhen Jahreszeit muß dazu der geplagte Ackernecht seine Freistunden in verqualmten, ungenügend ventilierten Räumen zubringen. Nicht besser als das oben geschilderte, weit eher schlechter, ist das Los der kleinen Eigenkätner, der Pächterleute auf dem platten Lande. Ihr larges

Stückchen Ackergut nährt sie kaum, und bei einer großen Familie tritt regelmäßig Verarmung ein. Um das entstehende Defizit zu decken, um der bittersten Not zu entgehen, müssen die Leute schließlich in den Fabriken gegen einen Hungerlohn Arbeit suchen. Wohl dem, dessen Körperkraft eine solche verdoppelte Arbeitslast erträgt! Er hat dann das zweifelhafte Glück, für eine geradezu nichtswürdige Bezahlung dem Moloch Kapital sein Opfer zu bringen und den Leidensgenossen in den großen Städten die härteste Konkurrenz zu machen.

Die Herren Fabrikanten nämlich wissen sehr wohl, daß sie den berechtigten Ansprüchen ihrer Lohnsklaven in den Städten ein entschiedenes Paroli bieten können, wenn sie ihre Etablissements auf das flache Land verlegen. Dort zahlen sie bei einer bedeutend längeren Arbeitszeit beträchtlich niedrigere Löhne. So wurden zum Beispiel die Färbereien des Wuppertales zum Teil aus diesem Grunde nach Sachsen und Böhmen verlegt. Die Folgen zeigten sich bald, denn sogar in den Stadtbezirken dieser Gegenden sanken infolge der starken Konkurrenz der Landarbeiter die Löhne der Industriearbeiter.

Außerdem giebt es industrielle Etablissements, die ihrer Natur nach nur auf dem Lande prosperieren können, wie zum Beispiel die Zuckerrabrike. Die Besitzer derselben, die Zuckerbarone und Dividendengeier, nutzen die ländliche Bevölkerung so weit wie möglich aus. So zählt eine der größten Zuckerrabrike Deutschlands in Brühl bei Köln den Leuten auf den Rübenfeldern während der Erntezeit für den Arbeitstag, von 6 Uhr morgens bis 8 Uhr abends, einen Lohn von 160—190 Pfsg., ja die Kinder sollen nach unseren Erfundigungen oft nur 50—60 Pfsg. bekommen. Ist dieser Lohn an und für sich schon ein erbärmlicher, so wird er durch den großen Verschleiß an Schuhen und Kleidern noch erheblich gekürzt. Dieser Zuckerrabrike würdig an die Seite stellen sich die weltbekanntesten Braunkohlengruben in der Nachbarschaft desselben Ortes. Dort herrschen dieselben Löhnerhältnisse, wenn nicht noch schlechtere. Unsere Bourgeois haben es also nicht nötig, ihre mit Recht unzufriedenen Arbeiter auf das katholische Belgien hinzuweisen, höchstens könnten sie sagen: Tout comme chez nous! Alles wie bei uns! — In der That feiert denn auch das katholische Pfaffenium in den oben erwähnten Orten seine Haupttriumphe. Wie sollte das übrigens anders sein?

Der Kampf um die nackte Existenz, die bittere Not, die Uebermüdung nach der Arbeit läßt den Leuten keine Zeit zum Denken. In dumpfer Resignation ergeben sie sich den Einflüssen des Pfaffeniums, und die Weibrauchdüfte umnebeln ihr Gehirn und nehmten ihnen den letzten Rest selbständigen Denkmögens.

So sieht es im Westen aus, doch der protestantische Osten und die mittleren Regionen unseres Vaterlandes weisen keine besseren Zustände auf. Im Gegenteil: Mecklenburg, die hochkonservativen Wahlkreise Pommerns, Schlesiens, Ost- und Westpreußens liefern mit ihren zahlreichen Tagelöhnern und Kleinpächtern erschreckende Beispiele dafür, wie tief ein menschliches Wesen infolge ungünstiger Existenzbedingungen sinken kann. Zu allem Unglücke leiden die Landarbeiter des Ostens noch unter den Nachwirkungen der Hürigkeit und der Leibeigenschaft, welche eine für den Menschenfreund beschämende Demoralisation der Bevölkerung erzeugter.

Die eingangs wiedergegebene Aeußerung des abgethanen Reichskanzlers ist wohl das unwiderleglichste Zeugnis für die Wichtigkeit unserer Darstellung. Ist es da ein Wunder, daß die bedrückten Landarbeiter, wenn sie irgend können, auswandern oder in die großen Städte überfiedeln? Wägen unsere Herren Gegner eigenmächtig und pharisäisch darüber greifen, wir leben in dieser Thatfache nur die logische Konsequenz jämmerlicher Zustände. Aber wir halten es deshalb für die Pflicht eines jeden Sozialdemokraten, ja eines jeden wohlmeinenden Menschen, Aufmerksamkeit in die ländlichen Bezirke zu bringen. — Alle Gegenwehr unserer Widersacher wird hier vergeblich sein; die Sozialdemokratie wird den Sieg davontragen.

Volkstische Aeußerung.

— Herr Miquel hat im Abgeordnetenhause bei Vorlegung seines Budgets eine Finanzrede gehalten, aus der zum größten Teile das Verlangen nach mehr Steuern hervorging, trotzdem das Jahr 1889/90 einen Ueberschuß von 97 Millionen Mark aufweist. Den Ueberschuß des laufenden Jahres schätzte Herr Miquel auf 33 Millionen.

— Kaiser und Staatswerkstätten. „Es ist eine Aufgabe der Staatsgewalt, die Zeit der Fortbauer und die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit

12] „Im Glend.“
Nach einem polnischen Motiv von Kasimir Kanemann.
Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.
Wieder suchte die Greifin mit bebender Hand das Haupt des Mädchens, doch Martha umschlang und umklammerte sie und rief:
„Verlassen Sie mich nicht wieder, nehmen Sie mich mit!“
„Dich mitnehmen? ... Was willst Du bei mir? Ich habe keine Wohnung, meine Nahrung suche ich bettelnd auf der Straße, die mich zum naben Grabe führt. ... Ich will Dich nicht betteln lehren; das könnte meine Seele vor Gott nicht verantworten.“
Und wie um der Versuchung zu entinnen, die sich ihrer zu bemächtigen drohte, wollte sie sich rasch entfernen, allein Martha hing an ihrem Gewande und stammelte:
„Ich lasse nicht von Ihnen ... Was soll ich hier? Der Hunger ist hier zu Hause, ich bin den armen Leuten eine wirrige Last. ... Wir gehen in die Stadt, wo die Reichen wohnen ... Ich will Sie führen, meine Augen sollen für Sie sehen ... Verlassen Sie mich nicht!“
„So komme! Vielleicht wird sich jemand Deiner erbarmen, wenn er Dich bei der blinden Bettlerin sieht. Nimm mich bei der Hand und leite mich. ... O, wie geht es sich jetzt besser, auch ich bin nicht mehr allein!“

Sie kamen an den Laden der Jüdin vorbei. Martha sprang die Stufen hinauf und küßte der Krämerin die Hand.
„Ich danke Ihnen für alles Gute,“ sagte sie, „ich gehe fort.“
Eipa sah das alte Weiblein draußen stehen und, den Sachverhalt erratend, eilte sie hinaus und drückte der Bettlerin ihre Silbermünze in die Hand.
„Nehmen Sie, Frau Kemper. Es ist für die Kleine.“
Dann wandte sie sich zu Martha:
„Höre, Martha, lasse Dich manchmal anschauen. Vielleicht kommen hier wieder bessere Zeiten.“
„Ich werde kommen,“ sagte das Mädchen mit fast freudiger Stimme. Und sie nahmen von einander Abschied.
Das Verschwinden Marthas fiel niemandem von den Bewohnern der Gebäude im großen Hofraume auf, obwohl das Mädchen niemals einen Tag lang ausgeblieben war. Nur der Maurer Lorenz fragte die Jüdin, als er am folgenden Morgen bei ihr seinen Frühstücktrunk nahm:
„Wo steckt denn die Martha? Ich dachte, sie werde wieder zu mir kommen.“
„Sie ist fort.“
„Fort? Wohin? Kommt sie nicht wieder?“
„Sie hat ihre ehemalige Pflegemutter wiedergefunden. Sie wird die arme Blinde führen, wenn sie um milde Gaben bitten geht. ... Es wird ihr vielleicht so besser gehen. Hier wäre sie jetzt vor Hunger verkommen!“

„Ach,“ seufzte Lorenz, „sie hätte immerhin bei mir bleiben können. Ich habe etwas Verdienst, stehe allein in der Welt und habe für niemanden zu sorgen. Für das arme Kind hätte es noch gelangt.“
Sie begann ihm ausführlich von der Vergangenheit Marthas zu erzählen. Die Geschichte fesselte ihn; denn auch er war eine Waise. Allein er mußte sich beugen, damit er nicht beim Baue zu spät komme und einer Geldstrafe verfallte. Darum unterbrach er die geschwätige Krämerin und ging hinweg mit den Worten:
„Was haben diese Kinder verbrochen, daß sie so viel leiden müssen? Gibt es eine Gerechtigkeit unter der Sonne.“
Gleichwohl fühlte sich Martha damals nicht so unglücklich wie zuvor. Der Aufenthalt in den Straßen der Stadt brachte ihr eine Menge von Anregungen. Mit Neugierde betrachtete sie die reichen Auslagen der Kaufleute, die schön gekleideten Bürger auf den Gehwegen, die von edlen Pferden gezogenen Kutschen und deren Inassen, die großen, prächtigen Häuser, und die Hofnung erwachte in ihr, daß ein glücklicher Zufall etwas von diesem Ueberschuße auch ihr und ihrer Pflegemutter zuwenden könne.
Am häufigsten blieben die beiden in überwölbten Durchgängen stehen, wo allerdings nicht so viele Menschen wie auf der Gasse verkehrten. Allein die Bettlerin schien das Licht der Straße zu meiden, sie konnte es nicht über sich bringen, ihr Glend im hellen Sonnenschein zur Schau zu stellen. Wenn ein besser

die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleibt. So sprach der Kaiser in den bekannten Erlassen vom 4. Februar u. S. Man sollte danach glauben, daß diesen Bedingungen zuerst in den Staatsverträgen und hier wieder vornehmlich in den Verträgen des Militärfiskus Rechnung getragen würde. Auf dem Delegiertentage der Metallarbeiter der Provinz Pommern, Brandenburg und Polen berichtete ein Delegierter über die Verhältnisse in den Spandauer Militär-Werkstätten folgendes: „Es existieren dort fünf Egl. Institute, in welchen insgesamt ca. 10.000 Arbeiter der Metallindustrie beschäftigt sind. Die Leute lassen sich in keiner Verarmung sehen. Früher waren die Verhältnisse in diesen Egl. Werkstätten sehr gut; jetzt kommen sie immer mehr herunter und werden bald nicht mehr herunterkommen können. Nach einer Bekanntmachung darf sich keiner der Kollegen einer Organisation oder der Agitation für eine solche anschließen, auf die Eventualität hin, entlassen zu werden. Um dieser Angelegenheit willen sind schon Entlassungen erfolgt. Wir haben Branchen in den Spandauer Fabriken vertreten, die sozusagen spielen ihr Geld verdienen, und wieder andere, deren Angehörige bei angestrengter Arbeit kaum so viel verdienen, daß sie ihren Verpflichtungen nachkommen können. In letzter Zeit haben sich in Spandau die Klempner- und Kupferstechermeister in Innungen vereinigt. Sie haben dann schlimme Werkstatt-Ordnungen geschaffen. Jeder Geselle ist erstens verpflichtet, 11 Stunden zu arbeiten. Nach einem § 3 wird jedem Gesellen für das auf eine bestimmte Zeit zugesicherte Nehmen eines der Burschen ein bestimmter Teil seines Verdienstes abgezogen. Des weiteren wird dem Gesellen, wenn er vom Meister nicht auf dem ihm zugewiesenen Plage gefunden wird, der Verdienst einer Stunde abgezogen. Auf diese Art und Weise kann man nicht mal, ohne eventuell in Strafe zu geraten, seine Notdurft verrichten. § 11 verpflichtet den Gesellen, nach Erledigung seines 11stündigen Arbeitspensums den Platz aufzuräumen.“ Unterer Ansicht nach gehört zur gesetzlichen Gleichberechtigung, die nach dem Kaisererlaß den Arbeitern gewährt werden soll, das „Recht der Arbeiter sich zu beliebigen Zwecken zu vereinigen.“ Dieses Recht wird jedem Staatsbürger ohne Ausnahme durch das Gesetz gewährleistet. Wir möchten nur gerne erfahren, wie die Verwaltung der königlichen Institute zu Spandau ihr Verfahren den Arbeitern gegenüber mit den Kaisererlassen in Uebereinstimmung zu bringen glaubt? Daß die Innungsmeister die Arbeiter vergewaltigen, das ist nichts Neues. Die Innungen haben keinen weiteren Zweck. Sie werden dabei vielfach von den Behörden unterstützt. Ja, ohne die sehr wirksame Unterstützung der Behörden, die die Arbeiter im Widerstande gegen die Vergewaltigung durch die Innungen nach Kräften verhindern, würden die Innungen ihren Zweck nicht erreichen. Durch diese Vergewaltigung und schrankenlose Ausnutzung der Arbeiter wird aber ebenso die Gesundheit derselben zerstört, den Geboten der Sittlichkeit entgegengehandelt und die Befriedigung ihrer wirtschaftlichen Bedürfnisse verhindert. Kurz, es scheint so, als ob die Kaisererlässe nirgend mehr irgend welche Bedeutung finden, auch an Stellen nicht, von welchen man es wohl erwarten könnte.

— Auf die Behandlung der Soldaten durch manche Offiziere wirkt eine Gerichtsverhandlung ein großes Licht, welche am 6. Januar vor der Strafkammer des Landgerichts in Darmstadt verhandelt wurde. Angeklagt war der Studiosus Leförbe aus Mainz wegen Herausforderung zum Zweikampf. Der

Angeklagte hatte einen Gefandekontant gefordert, welcher ihn während seiner Dienztage als Einjährig-Freiwilliger wiederholt mit Tritten wie „Sawagen“, „Schandvieh“, „Bengel“ und „Schw“ belegte. Eines Tages sagte er sogar: „Sie sind nicht wert, daß man Sie anspricht“, sprudelte auch, trat aber nach. Daraufhin schickte der Angeklagte den Leutnant, Studiosus Fritz Jun, einer der Karrikaturisten, herbei, wie die Sammelberichte an der Weisung, ein Abbild zu liefern, photographieren, und erzählt, daß man sich zuerst an ständischen Kommandanten, Binden und Bandagen, zu schlagen beabsichtigt habe. Herr Leutnant Koch habe jedoch eine gedruckte Verordnung des Kaisers aus der Tasche gezogen, in der unheimlich scharfe Bestimmungen vorgelesen gewesen. Da die Offiziere nur nach dieser Verordnung herausgehen wollten, sei schließlich jede Bande und Bandage weggelassen. Der Gerichtshof erkannte, daß Leförbe mit 3 Monaten Festung zu bestrafen sei. Man habe mit Rücksicht auf die festigen Provokationen des Leutnants auf das Strafminimum erkennen zu sollen geglaubt.

Die „Hallische Zeitung“, welche, wie unseren Lesern bekannt, meistens von der Verkünder der Sozialdemokratie lebt, bringt in ihrer Nr. 11 folgendes: Sozialdemokratie und Religion. Auf einer sozialdemokratischen Volksversammlung ist, wie wir schon meldeten, der Vorschlag gemacht worden, bei der Agitation auf dem Lande sich einzelner Bibelstellen zu bedienen, um so die Landbewohner über den Mangel an Religiosität bei den Sozialdemokraten hinwegzutäuschen. Wir machen den Herren Sozialdemokraten den Vorschlag, über alle Kundgebungen das biblische Verbot zu setzen: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Weib und Kind und alles, was sein ist.“ Daß wir dieses Begehren nicht haben, sondern die Anhänger der „Hallischen Zeitung“, die Kartellbrüder, wissen alle, welche mit den Verhältnissen vertraut sind, und wollen wir nicht weiter auf dieses Gewäsch eingehen. Wenn sich aber die „Hallische“ einen Vorschlag erlaubt, so wird sie uns wohl auch einen gestatten müssen und der wäre, sie möge über alle ihre Kundgebungen schreiben: „Du sollst dem Arbeiter nicht den Ertrag seiner Hände Arbeit stehlen.“

Bei der Bochumer Stichwahl hat ein förmliches Votum die sozialdemokratischen Stimmen von seiten der gegnerischen Parteien stattgefunden. Der „Vorwärts“ begleitet die Vorgänge mit folgenden Sätzen: „Das Wettrennen vor der Sozialdemokratie, zu dem die Bochumer Stichwahl das Zentrum und die Nationalliberalen begeistert hat, muß, trotz seiner Positivität, doch jeden anständigen Menschen mit Ekel erfüllen. Welcher Ueberfluß von Mangel an Ehrgefühl gehört dazu, eine Partei, die man jahrelang auf's Pöbelhafteste beschimpft, sogar der menschlichen Gemeinschaft für unwürdig erklärt hat, hinsternach, zur Ergrüblerung eines Wandaß, um ihre Gunst — nein, gleich den Hunden des „Wintermärchens“ — um einen gnädigen Futtritt anzubetteln. Hui! oder speziell den ultramontanen Sozialisten! Kann die deutsche Sozialdemokratie angesichts der Bochumer Stichwahl mit Stolz sagen: Das Zentrum, welches den Fürsten Bismarck zum Kanossagang nötigte, ist von der deutschen Sozialdemokratie gezwungen worden, nach Kanossa zu gehen und ihr seine unterthänige Reuerenz zu machen.“

— Reichsgerichtspräsident Simson ist von Leipzig nach Berlin abgereist und wird nicht wieder nach Leipzig zurückkehren. Die Mitglieder des Reichsgerichts und sonstige Bekannte und Freunde hatten der „Fr. Zig.“ zufolge schon seit Wochen ihre Abschiedsbesuche gemacht, da Simson an persönlichen Abschiednehmen

durch seinen Gesundheitszustand gehindert war. Der Grund seines Krankseins ist nicht ein eigentliches Körperliches Leiden, sondern eine tiefe Melancholie.

— Herr Max Bower, ein Bismarckhänder, bringt seit einigen Tagen im „Hamb. Korresp.“ Berichte über eine Unterredung mit dem Fürsten Bismarck. Wir haben unsere Leser bisher mit diesem verwirrenden Zeug versorgt. Jetzt bringt er aber einiges, was wohl auch unsere Leser interessieren dürfte. Danach äußerte der Fürst unter anderem: „... Durch Kant habe ich mich nicht völlig durchbringen können; und es über das Moralische sagt, zumal das vom kategorischen Imperativ, ist sehr schön; aber ich lebe am liebsten ohne das Gefühl des Imperativs; ich habe überhaupt nie nach Grundfragen gelebt. ... In meiner Jugend pflog ich mit einer philosophisch angehauchten Kaufmännin, die mich gerne betanten wollte, oftmals Gespräche darüber, ob ich Grundfragen annehmen müsse oder nicht. Schließlich sagte ich ihr, und damit waren alle unsere Streitigkeiten zu Ende: „Wenn ich mit Grundfragen durchs Leben gehen soll, so komme ich mir vor, als wenn ich durch einen engen Waldweg gehen sollte, und müßte eine lange Stange im Walde halten!“ — Hier noch muß also auch seine Politik ohne Grundfragen gewesen sein, was ein eigentliches Licht auf seine so von seinen Freunden gepriesene Genialität wirft.

— Chronik der wichtigsten politischen und Parteiergebnisse im Februar 1890. 2. Der Schweizerische Bundesanwalt bedroht den Rheinischer Bezirksamtamt mit amtlichem Einschreiten, weil derselbe auf die Affaire Wohlgenuth bezügliche Aktienstücke zu veröffentlichen beabsichtigt. 5. Die kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar, betreffend die internationale und nationale Fabrik-Gesetzgebung, werden vom „Reichsanzeiger“ publiziert. 10. Streik der Dockarbeiter in Dünaberg. 15. Eröffnung des zur Beratung der kaiserlichen Erlasse einberufenen Staatsrats. 20. Wahltag in Deutschland. Sprengung des Kartells. Sieg der Sozialdemokratie. Unse Partei geht als die stärkste aus dem Wahlkampf hervor. Im ersten Ansturm erringen wir 20 Sitze und kommen in 58 Stichwahlen. Für uns hatten 1.341.587 Wähler, 567.405 mehr wie im Jahre 1887 ihre Stimme abgegeben. Die Wahl und insbesondere unsere Erfolge machen in der ganzen Welt das größte Aufsehen. Der Sturz Bismarcks gilt nach unserm Erfolge als besiegelt. 25. Das sozialdemokratische Zentral-Wahlkomitee erklärt einen Aufruf zu den Stichwahlen und bestimmt als Lösung: Wieder mit dem volkstümlichen Kartell! Fort mit den Verwiegern des Sozialistengesetzes! Die deutsche Partei wird von den ausländischen Bruderparteien zu ihrem Wahlsieger beglückwünscht. 28. Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht das Programm der Berliner Arbeiter-Kongresskonferenz und die Einladung an die fremden Delegierten.

— Die Streiks in Großbritannien während des Jahres 1889. John Burnett, ein Engländer, hat eine Statistik der im Jahre 1889 in England ausgebrochenen Streiks zusammengestellt, welche, wie der Verfasser sagt, keinen Anspruch darauf macht, durchaus vollständig zu sein, da es ihm nicht möglich war, von allen Establishments die darauf bezüglichen Unterlagen zu erhalten. Nach seinen Zusammenstellungen sind in dem erwähnten Zeitraum 1145 Streiks ausgebrochen, welche 3164 Establishments umfassen. Von diesen Ausfällen kommen 19% Proz. auf die Webbranche, 9,7 auf den Bergbau, 9,34 auf den Schiffbau, 8,5 auf die verschiedenen Maschinenbranchen, 7,5 auf Holz- und Werftarbeiten, 4,0 auf die Marine und die Hesseleier, der Rest verteilt sich. Von den ausgebrochenen Streiks entfallen 71 Proz. auf England (Schottland), 4,6 auf Wales, 21,5 auf Schottland, 2,9 auf Irland. In 67 von 100 Fällen bezweckten die Streikenden eine Erhöhung ihres Lohnes, und hierin waren dieselben mit 48,3 Proz. von Erfolg gekrönt, mit 31,5 war der Erfolg nur ein teilweiser, und mit 10,7 wurde kein Erfolg erzielt. Das Resultat der übrig bleibenden 9,5 Proz. ist unbekannt. Es entfielen

iprachen, was ihnen eben begegnet war, sie klagten, trösteten oder freuten sich zusammen. Manchmal verlor sich die Greisfin in Schilderungen längst verflissener, besserer Tage, von vornehmen Leuten, die sie kannte, Bequemlichkeiten und Genüssen. ...

„Wo sind jetzt diese Leute? Wo sind sie? Und was ist aus mir geworden? Wer hätte das denken können?“

Und manchmal dachte sie der Zukunft: „Ich bitte jetzt nur Gott, mich am Leben zu erhalten, bis Du älter wirst, um in irgend einen Dienst treten zu können. ... Bei mir gehst Du zu grunde. ... Wenn Du wenigstens schon vierzehn Jahre alt wärest, so könntest Du für das bischen Rost und Wohnung jemandem im Haushalt beifällig sein. Jetzt bist Du aber selbst für leichte Arbeit zu klein und zu schwach. ... Ja, wenn ich wenigstens diese Freude erleben würde. ...“

(Fortsetzung folgt.)

Wartenlecker gesucht. In einer Nummer der „Barmer Zig.“ findet sich aus Anlaß des neuen Gesetzes über Invaliditätsversicherung folgendes Inserat: „Von einem größeren Fabrikgeschäft wird ein Wartenlecker zum sofortigen Eintritt gesucht. Geeignete Bewerber wollen unter Beilegung von Fähigkeitszeugnissen ihre Annehmungen schriftlich sub Z. R. an die Expedition dieser Zeitung gelangen lassen.“

Geliebter vorübergehend, so drückte sich Martha an das alte, stümbe Weiblein und gab ihm flüsternd das Räthen des Fremden kund. Das Wüthenchen versuchte dann, die Hand auszustrecken und eine Bitte vorzubringen. Doch dieses wollte ihr nie gelingen; statt dessen machte sie einen altmobiischen Knix, der bei ihrer zerklümmten Kleidung sich selbstsam genug ausnahm und manchem Vorübergehenden ein Lächeln entlockte. Dann wackelte sie mit dem Kopfe und murmelte verlegen einige für jedermann unverständliche Worte. Niemand aber gestattete sie dem Mädchen, selbst jemanden um eine Gabe anzusprechen. Sie wollte nicht, daß es den Bettlerstimm sich angewöhne.

Bald kannten sie auch die Häuser, wo man sie nicht duldet, wo hochmütige Hausbesitzer oder grobe Hausbesorger sie mit Schimpfwörtern vertrieben. Einmal wurden sie von einem großen, bissigen Hunde fortgehört.

Als Martha sie während des Gottesdienstes an eine Kirchentür führen wollte, wohin viele Menschen kamen, wehrte ihr die Alte:

„In den Kirchen bete ich nie. Dort stehen so viele Weiber mit den schneidlichsten Mienen und der Hoheit und Gemeinheit im Herzen und bitten um Almosen. Ich vertrage mich nicht mit ihnen, sie würden mich schlagen. Sie sind so unverschämmt. Nein, gehen wir lieber in ein Durchhaus, wo es nicht so hell ist. Dort ist man nicht den Blicken aller Welt ausgesetzt und hat auch einigen Schutz vor Wind und Wetter.“

Wenn Martha an dem Laden eines Obsthändlers, Bäckers, Seldchers oder Konditors vorbeikam, so hielt sie die Alte an.

„Welche schöne Äpfel und Birnen, Frau Kempner! Die Gips hat niemals solche Früchte.“

„Wie gut müssen diese Kuchen schmecken, und die Würste, die Schinken dort sehen so verlockend aus.“

„Küßst Du vielleicht etwas an?“ erwiderte die Bettlerin. „Gott verhöle, daß Du Dich an fremdem Gute vergreifst! Wenn Du den Klauen des Teufels entrennen willst und selig werden nach dem Tode, so achte auf das siebente Gebot: Du sollst nicht stehlen! Wenn Du dem Gebote zuwiderhandelt, so wirst Du im finstern Gefängnis eingesperrt und Deine sündige Seele in Ewigkeit verdammt.“

Solche Reden schredeten Martha zurück, wenn ihre magere Hand sich bereits unwillkürlich nach einem mit Semmeln oder Obst gefüllten Korbe ausstreckte. Manchmal schenken ihr die Verkäufer eine harte Semmel oder einen verdorbenen Apfel. Dankend nahm sie das Geschenk entgegen und reichste es dem blinden Wüthenchen und hob sich, wenn dieses sich weigerte, auf die Zehen, um ihm wenigstens einen Bissen in den Mund zu schieben.

So irrten diese zwei Wesen bei jedem Wetter in der Stadt umher. Wenn sie vom Gehen oder Stehen müde waren, so nahmen sie in einem abseits gelegenen Winkel auf einer Stufe, auf der Erde Platz und rasteten. Sie berühten, wohin sie gehen sollten, sie be-

